

JAGD UND NATUR- SCHUTZ - SZENEN EINES VERHÄLT- NISSES AUS VERGAN- GENHEIT UND GEGENWART

Die Jagd ist so alt wie die Menschheit." Mit dieser Ansicht richtigen und a priori wertfreien Feststellung beginnt oder endet zumeist der Dialog, wenn man das heikle Thema "Jagd" im Kreise wackerer Weidmänner diskutiert. In ihrem darin begründeten Bewußtsein der Hege jahrtausendealter Tradition, der simplen Fortführung eines menschlichen Urinstinkts, prallt an diesem Satz jegliche kritische Anmerkung zum Thema Jagd ganz einfach ab. Die Frage eines etwaigen funktionellen Unterschiedes zwischen dieser ursprünglichen Jagd eines keulenschwingenden Neandertalers und der in der Regel kritisierten heutigen Jagdpraxis stellt sich dabei nicht. Dazwischen steht der Versuch, die Rolle des Jägers als die eines notwendig gewordenen Regulators glaubhaft zu machen, der damit gleichzeitig einen aktiven Beitrag zum Naturschutz leistet. Als derart legitimierter Gralshüter der Natur nimmt es auch nicht wunder, daß der grünberockte Nimrod (die Mehrzahl der Jäger ist männlichen Geschlechts) selbstverständlich das Recht für sich beansprucht, in seinem Revier das uneingeschränkte Sagen zu haben – vor allem was die Nutzung der Natur durch die Spezies "gewöhnlicher Tourist" betrifft.

Dieser wiederum, der den Wald zum Zwecke der Erholung aufsucht, sieht die Sache natürlich wieder anders. Er, der vielleicht endlich den Streß des städtischen Ballungsraumes, seines alltäglichen "Wohnraumes", hinter sich gelassen hat, genießt aus seiner Sicht mit Fug und Recht die Annehmlichkeiten der "unberührten" Natur; oder zumindest das, was er dafür hält. Die Frage, inwieweit er mit seinem Freizeitverhalten für die Natur zum

Problem wird, stellt sich für ihn nicht. Er kennt die Probleme der Natur bestens aus den Medien: etwa das Waldsterben. Er hat zumeist auch vollstes Verständnis für die jagdliche Hege des Wildes, für Fütterung in der Notzeit. Mit Begriffen wie "Verbiß-, Schäl- oder Fegeschaden" fängt er in der Regel wenig an.

Aber vielleicht begreift er sich selbst auch als Naturschützer, was dann die Frage aufwirft: wer schützt die Natur jetzt wirklich?

Der Frage, welches Naturverständnis unsere Gesellschaft heute prägt, versuchte eine Umfrage in den Jahren 1983 und 1984 in Deutschland nachzugehen. In Form einer schriftlichen Befragung wurde die Einstellung von Kursteilnehmern deutscher Volkshochschulen zum Thema Tiere sowie ihr Verständnis für ökologische und biologische Zusammenhänge erhoben. Das Ergebnis: die überwiegende Mehrzahl der Menschen kann einem Einstellungstyp zugeordnet werden, dessen Naturverständnis geprägt ist durch eine starke Emotionalität, wobei "die Natur" jeweils durch eine von menschlichen Wertvorstellungen getragene, rosarot gefärbte Brille gesehen wird: Nützlinge und Schädlinge, Unkraut und Ungeziefer haben einen festen Platz im menschlichen Denkschema zum Thema Natur. Gefragt nach der Bereitschaft, bestimmte Tierarten zu schützen, waren sich fast alle Befragten einig, daß der Steinadler unbedingt geschützt werden muß. Wohingegen die Kreuzspinne oder die Äskulapnatter nur wenige Befürworter fanden. Bemerkenswert erscheint auch der Umstand, daß viele Befragte wußten, daß das Seepferdchen zu den Fischen gehört, aber nur wenige, daß das

Reh nicht der weibliche Hirsch ist.

Solche Untersuchungen erklären auch, warum etwa die bisher in forstlichen und jagdlichen Kreisen so vieldiskutierten Wildschäden für die breite Öffentlichkeit kaum ein Thema sind.

Wobei gleich eingeräumt werden soll, daß die Ursachen dieser Problematik so einfach nicht sind. Aber darauf werden wir noch später kommen.

Und damit zurück zur Jagd. Zur Beurteilung der heutigen Situation scheint ein kurzer historischer Exkurs ange-

bracht, um die Entwicklung der jagdlichen Kultur, der Bedeutung und Zielsetzung der Jagd aufzuzeigen. Eine Entwicklung, in der der Schutz der Natur nie Zielsetzung war.

Vom Nahrungserwerb zur Nutzung der Natur

Zweifellos war der Jäger der Steinzeit, für den die Jagd als Nahrungsquelle einen vorrangigen Stellenwert besaß, sehr geschickt. Auch seine ersten "technischen" Errungenschaften standen in einem engen Zusammenhang mit der Jagd: die Entwicklung der Technik zielte darauf ab, durch Vervollkommnung der jagdlichen Hilfsmittel die Erfolgsaussichten des Menschen bei seiner Jagd auf Wildtiere zu verbessern, und dadurch sowohl die Grundlage für die Ernährung, als auch für die Beschaffung wichtiger Rohmaterialien – wie Knochen und Felle – dauerhaft zu sichern.

Die Jagd hatte aber vermutlich auch Auswirkungen auf die Sozialordnung.

Aufgrund unseres heutigen Wissens über die Umweltbedingungen jener Zeit, sowie aufgrund von Funden können wir annehmen, daß als Jagdmethode die Gruppenjagd bevorzugt wurde.

Die Versorgung der Horde beruhte auf gemeinschaftlichem Handeln bei der Jagd. Das gemeinschaftlich zur Strecke gebrachte Wild wurde nach festen Regeln verteilt. D.h. über die Jagd kam es auch zur Ausbildung einer festgefügten Sozialordnung. Diese erste, von der Jagd geprägte Phase menschlichen Lebens, menschlicher Kultur, fand ihr Ende im Neolithikum.

Als der Mensch dann begann, den Boden zu bebauen und Viehzucht zu treiben, kam es damit zu einer Neuorientierung der Wirtschaft, in der die Bedeutung der Jagd zurückging. Das Fleisch von Wildtieren als Nahrungsgrundlage wurde Schritt für Schritt durch das von domestizierten Haustieren ersetzt. Damit einher ging ein funktioneller Wandel der Jagd von einer lebensnotwendigen Pflichterfüllung hin zu einer freiwilligen, von der Freude am Geschehen bestimmten Handlung. Die Jagd wurde als Instrument der körperlichen Ertüchtigung und der charakterlichen Schulung gesehen. Immer wieder ist in den jagdlichen Lobreden davon die Rede, daß die Jagd den Menschen ertüchtigt, ihn abhärtet, sowie Disziplin, Umsicht, Mut und überlegtes schnelles Handeln erfordert. Insofern liegt sie im Interesse des Staates, denn sie bildet starke und zum Kriegsdienst geeignete Männer heran, die körperlichen Anstrengungen gewachsen und gegen Unbilden der Witterung unempfindlich seien. D.h. die "Natur", die Umwelt, das Wild waren kein Thema, Wertvorstellungen orientierten sich

ausschließlich am Menschen, am Jäger.

Die außerordentlich genaue Naturbeobachtung jener Zeit soll vielleicht der folgende Ausschnitt dokumentieren. Zur Zeit Julius Cäsars konnte man noch jenseits des Rheins Jagd auf den Elch machen. Cäsar berichtet die phantastische Methode, die er selbst beobachtet haben will, in seinen Schriften über den "Gallischen Krieg":

"...dann finden sich hier die sogenannten Elche. Sie sehen aus wie die Ziegen, sind indessen etwas größer als diese, haben ein abgestumpftes Geweih und Beine ohne Gelenke. Und weil sie keine Gelenke hatten, konnten sie sich auch nicht niedertun. Um zu schlafen, mußte sich der Elch an einen Baum lehnen. Die germanischen Jäger kannten diese Schlafbäume, sägten sie an, und wenn sich der müde Elch des Abends dagegenlehnte, stürzte er mit samt dem Stamm zu Boden, wo er dann mangels Gelenken in den Beinen nicht mehr hochkam und leicht erlegt werden konnte."

Ob sich aus solchen Berichten der Begriff "Jägerlatein" ableitet?

Doch bleiben wir noch ein wenig im geschichtlichen Bereich. Im Laufe der vorhin skizzierten Entwicklung der Jagd bestimmten nämlich mit der Zeit drei Faktoren entscheidend die weitere jagdliche Entwicklung: die Beschränkung der jagdlichen Betätigung auf eine soziale Minderheit, der Abbau des Erwerbsprinzips und die Abhängigkeit der Jagdtechnik vom jeweils geltenden Recht.

Zunächst waren Jagd und Fischfang als sogenanntes "Naturrecht" jedermann erlaubt gewesen. Dieses allgemeine Recht wurde jedoch alsbald vom König sowie den geistlichen und weltlichen Großgrundbesitzern beschnitten, und

Die Jagd wandelte sich vom Nahrungserwerb zum Vergnügen.

zwar durch das Mittel der "Forestierung", der Festlegung eines Waldbezirks als "Forst", in dem nur dem Grundherrlichen Besitzer Jagd und Fischfang zustanden.

Auch in der Forstgeschichte Oberösterreichs kann man lesen, daß fast jede Grundherrschaft festhält, daß Forst, Wild und Fische ihnen zustehen, und daß Jagen und Fischen seit jeher ihr Vorrecht sei. Die Grundherrschaft könne Jagd und Fischerei höchstens anderen "verlassen", d.h. überlassen.

Die Jagd wurde zur täglichen Beschäftigung des Adels, sodaß Martin Luther an der Schwelle zur Reformation wettete:

"Unsere Fürsten sündigen ganz schwerlich, daß sie mit ihren vielen, unmäßigen Jagden die armen Leute beschweren, den Bauern und Ackerleuten ihre Früchte verderben; machen ihnen den Acker gar wüste und man darf in keinerlei Weise das Wild aus den Gärten und Äckern wegtreiben. Derohalben wird endlich der Türke oder ein anderer Jäger kommen, der den deutschen Fürsten beide, die Netze und die Spieße, so sie sie auf der Jagd gebrauchen, mit Gewalt aus der Hand nehmen wird!"

Für die Untertanen brachte die Jagd Lasten und Verpflichtungen. Die Landbevölkerung hatte nicht nur den Ausschluß von der Jagd zu erdulden, sondern darüber hinaus auch noch Jagdrobot zu leisten und den auf Wiesen und Feldern entstandenen Wildschaden hinzunehmen.

Der Bauer Stephan Hörtrum wurde 1602 bestraft, weil er "seine wiesmahd" so hoch verzäunte, daß das Wild nicht darüberspringen konnte (Forstgeschichte des Kobernausserwaldes).

Eine obligatorische Ersatzpflicht für Wildschäden gibt es erst seit dem Hofrescript von 1766.

Um von diesen Problemen abzulenken, wurde verstärkt auf die Gefährlichkeit der großen Beutegreifer und die dadurch nötige Schutzfunktion der Jagdausübenden immer wieder hingewiesen. Und die Bemühungen der Jäger, schädliches Raubwild "kurz" zu halten, waren spätestens Ende des 19. Jahrhunderts erfolgreich, wie man heute weiß.

Zu einer regelrechten Jagdrevolte kam es 1703 bis 1711, als sich die Bauern von 26 Dorfschaften im kaiserlichen Forst Enns wegen des "überhäuftten Wildbrets" beschwerten. Sie begannen das Wild eigenhändig abzuschießen und leisteten keine Abgaben mehr. Trotz Arrestierungen und Abstrafungen, meist eine Verurteilung zu Zwangsarbeit in den Wiener Stadtgräben oder den ungarischen Befestigungen, nahm der Aufruhr kein Ende. Er kulminierte schließlich im oberösterreichischen Jagdaufstand der Jahre 1716 bis 1721, anlässlich dessen sogar eine kaiserliche Untersuchungskommission eingesetzt wurde. Über tausend Bauern wurden zu Zwangsarbeitsstrafen zwischen drei Tagen und sechs Monaten verurteilt, viele mußten vorher mit angehängtem Hirschgeweih auf einer Bühne stehen.

Die Einteilung des Wildes in hohe bzw. niedere Jagd etwa ab 1500 unterlag in den nachfolgenden Epochen vielfach wechselnden Launen und Moden. Kaiser Rudolf II legte 1581 in der "Raisgejaid-Ordnung" fest: "...Zum Wildbann gehört nur das Hochwild Hirsch, Tier, Kalb und das wilde Schwein; alles andere, welchen Namen es auch habe, ist Raisgejaid". Reh, Hase, Fuchs, Mar-

der, Otter, Biber gehörten zur niederen Jagd, dessen Bejagung den Unfreien überlassen war, soweit sie Waffen führen durften. Später kamen auch Fasan und Auerhahn zur "Fürstenbürtigkeit", dem Gams wurde diese Ehre unter Karl VI Anfang des 18. Jahrhunderts zuteil. Das Federwild fing der Reiche mit Beizvögeln, der Arme mit Netzen und Schlingen.

Jagdmethoden und Jagdgeräte unterschieden sich im übrigen kaum von den schon bei den Griechen beschriebenen. Das Wild wurde mit Hunden und Treibern gegen künstlich angelegte Hecken aus Dornengestrüpp getrieben, mit denen Wald und Felder umgeben waren. Sodann wurde es an den Öffnungen der Hecken entweder in Netzen gefangen oder durch Hetzen von Berittenen zur Strecke gebracht. Das Erlegen von Wild auf der Pirsch oder dem Anstand, mit Pfeil und Bogen oder später mit Armbrust und Büchse, galt bis ins 18. Jhd. als unwaidmännisch und den Wilddieben vorbehalten.

Schonzeiten wurden das erste Mal in der Schon- und Fischerei-Ordnung von 1619 erwähnt. Kaiser Josef II hob in einer Verordnung vom Jahre 1787 die Schonzeiten ganz auf. Doch war diese Verordnung nur wenige Jahre in Geltung.

Im "Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen" schrieb Georg Ludwig Hartig noch 1812:

"Die Jägerey ist eine Wissenschaft, welche zum Gegenstand hat: die schädlichen, wilden Tiere auf eine geschickte Art zu vermindern oder ganz zu vertilgen, hingegen nützlich Wild in beliebiger Menge zu erzielen, gegen nachteilige Ereignisse zu beschützen, kunstmäßig zu fangen, oder zu erlegen und bestmöglich zu benutzen."

Und im Sinne dieses Leitsatzes hat die Jagd auch gehandelt. Am 23. Juni 1788 verordnete ein Hofdekret die Ausrottung von Bären und Wölfen. 1806 wollte die Herrschaft Goppelsbach einen großen Waldkomplex von allen Seiten anzünden und abbrennen lassen, weil den Wölfen, welche dieses Waldgebiet als Einstand benutzten, anders nicht beizukommen sei. In der Steiermark wurde der letzte Bär 1840 in Obertal bei Schladming erlegt, der letzte Wolf 1936 im Gemeindegebiet von

Das Naturverständnis der Jäger weicht oft stark von ökologischen Erkenntnissen ab.

St. Jakob im Walde vergiftet.

Den Greifvögeln ging es nicht viel besser. Standen sie als Beizvögel, die in der Jagd verwendet wurden (Falknerei), bis ins 17./18. Jahrhundert hoch im Kurs, so setzte in der Folge ein Wertewandel ein. Vor allem mit Beginn des 19. Jahrhunderts begann in weiten Teilen Europas eine verstärkte Jagdbewirtschaftung, in deren Folge

auch die Hege von aus Asien eingeführten Fasanen eine zunehmende Bedeutung erlangte. Der Niedergang einer einst reichhaltigen Greifvogelfauna nahm damit seinen Lauf, der sich am besten anhand der Abschlußzahlen dokumentieren läßt: etwa ab 1870 bis über die Jahrhundertwende hinaus wurden bis zu 50.000 Greifvögel pro Jahr in Österreich getötet. Von den mindestens 24 Greifvogelarten, die noch zu Beginn des 19. Jhdts in Österreich brüteten, waren 100 Jahre später nur noch 19 Arten übriggeblieben. Schlangendadler, Mönchs- und Bartgeier, Kaiser- und Schreiadler waren bereits ausgerottet.

Damit kommen wir in die letzte Entwicklungsphase der Jagd, die im 18. Jhd. begann, und die auch heute noch andauert. Sie ist gekennzeichnet durch eine "Entdeckung" der Umwelt, und die Entwicklung einer jagdlichen Ethik. Ein effektiver und umfassender Naturschutz freilich, dessen Fährlein sich die "grünen" Jäger so gern auf ihr Jäckchen mit den Hirschhornknöpfen

heften würden, den wird man meist vergeblich suchen. Allzuleicht stolpern könnte man allerdings über etwas, was ein nüchterner Naturwissenschaftler als abgestorbene Knochensubstanz bezeichnet: das Geweih, die Trophäe männlicher Rehe und Hirsche, Zierde von hochherrschaftlichen Häusern genauso wie von Wohn- und Vorzimmern biederer Bürgersleute.

Für gesellschaftliche Turbulenzen sorgte in dieser letzten Phase auch die Auflehnung meist bäuerlicher Kleinhäusler gegen die Jagd Obrigkeit: das mythenumrankte Wildererwesen. Jagdleidenschaft und Abenteuerlust sind wohl meist die Triebfeder gewesen, aber auch die Not und die Versuchung, wenigstens ab und zu den Speisetettel mit Fleisch zu bereichern.

Heute erinnert höchstens noch ein Marterl am Wegrand an diese Zeit, der gesellschaftspolitische Einfluß der Jagd ist aber auch ohne Großbürgertum und Adel nicht geschwunden. Dafür sorgt eine enge Verflechtung von Jagd, Wirtschaft und Politik.

Die derzeitigen Jagdgesetze sind bundesländerweise verschieden, nachdem entsprechend der österreichischen Bundesverfassung die Jagd ebenso wie der Naturschutz in die Landeskompetenz fallen. Seit 1849 ist in Österreich das Jagdrecht mit dem Grundeigentum verbunden. Eine jagdliche Bewirtschaftung ist erst ab einer bestimmten Größe des Grundbesitzes möglich, die einheitlich mit 115 ha festgelegt wurde. Kleinere für die Jagd geeignete Grundstücke werden in Genossenschaftsjagden zusammengefaßt.



Abb. 87: Bartgeier – er ist bei uns nur mehr im Zoo zu bewundern.

Die offizielle Statistik weist für das Jagdjahr 1989/90 in Oberösterreich insgesamt 15.304 Jagdkartenbesitzer aus, übrigens fast ausschließlich Hobbyjäger, die in insgesamt 955 Jagdgebieten ihre waidmännische Erfüllung suchen. Und wenn wir schon bei der Statistik sind: mit einer durchschnittlichen Jagdgebietsgröße von 1250 ha nimmt Oberösterreich im Bundesdurchschnitt die Spitzenposition ein.

Die meisten Jagdgesetze haben ihren Ursprung im seinerzeitigen Reichsjagdgesetz, in dem die Aufhege der Wildstände im Vordergrund stand und das Trophäendenken fest verankert wurde. Heute, da die Wildstände vielfach untragbare Ausmaße angenommen haben und reduziert werden müssen, ist dieses vorgegebene Instrumentarium dazu offenbar nicht geeignet bzw. erneuerungsbedürftig. Eine Ausnahme bildet das neue Vorarlberger Jagdgesetz, wo auf der Basis der Zusammenarbeit aller Beteiligten dem Prinzip der ökologisch untrennbaren Einheit von Wald und Wild verstärkt Rechnung getragen wurde.

In den Gesetzen und den dazugehörigen Verordnungen wird u.a. bestimmt, welche freilebenden Wildtierarten als "jagdbar" gelten und welche nicht. Die Ausweisungen dafür beruhen auf Tradition, sind willkürlich und veränderbar.

Heute stehen auf der Liste der jagdbaren Tiere in Österreich 36 Wildarten. Darunter auch Bär, Luchs oder Wolf, die jedoch ganzjährig geschont sind. Was nicht unbedingt heißt, daß der Anblick derart "gefährlicher Raubtiere" im eigenen Revier die Mehrzahl der Waidmänner ähnlich erfreuen könnte wie ein kapitaler Hirsch. Wen wundert's, steht in so einem Fall der Jäger akkurat dem gegenüber, den zu vertreten er doch immer vorgegeben hat. Da erscheint es noch allemal besser, unter Hinweis auf die Gefährlichkeit des Raubtieres für Mensch und Tier jedem der es hören möchte oder auch nicht, einen Bären aufzubinden, über den Bären, oder Luchs, oder Wolf. Und während gar nicht weit von uns in vielen Teilen Europas Menschen ohne größere Probleme ihren Lebensraum

mit eben diesen Großraubtieren teilen, tritt dem durchschnittlichen Österreicher beim Thema Bär, Luchs oder Wolf der kalte Angsstschweiß auf die Stirn.

Daß auch ganzjährig geschonte Tiere nicht immer ihres Lebens sicher sein können, zeigt sich bei den Greifvögeln. Trotz ganzjähriger Schonung laut Jagdgesetz werden immer wieder von den Bezirksverwaltungsbehörden Ausnahmegenehmigungen für einen Abschub erteilt – das Argument, es gäbe bereits viel zu viele Mäusebussarde zählt noch allemal. Vor allem die diesbezügliche Praxis in Niederösterreich wird in einem aktuellen Bericht des Umweltbundesamtes zur Situation der Greifvögel in Österreich kritisiert. Der darin aufgezeigte Interessenskonflikt zwischen Jagdwirtschaft und Naturschutz ist dabei ein Faktor, der eine andere Regelung notwendig erscheinen läßt. Die Tatsache, daß gefährdete Arten neben einer einfachen Unterschutzstellung vor allem weiterreichende Maßnahmen zur aktiven Sicherung ihres Lebensraumes benötigen, ein weiterer. Daher sollten sämtliche Maßnahmen zum Schutz gefährdeter Arten primär in die Kompetenz des Naturschutzes fallen.

Trophäenkult schadet Wild und Wald!



Wald – Wild – Mensch

Das gravierendste Problem aus ökologischer Sicht, dessen Wurzeln vorran-

Abb. 88: Wald und Wild – ein Problem, sobald der Mensch dazukommt

Abb. 89: Damhirsch, stammt ursprünglich aus dem Mittelmeerraum



Abb. 90: Verfegte Lärche



gig, aber nicht nur, in der jagd- und forstwirtschaftlichen Praxis früherer Generationen bis in unsere Tage liegen, ist ein aus den Fugen geratenes Gleichgewicht zwischen Wald und Schalenwild.

Hauptverantwortlich für dieses Dilemma ist, wie könnte es anders sein, die Spezies Mensch. Als Sündenböcke agieren vor allem Rothirsch, Reh und Gemse, dazu noch einige bei uns eingebürgerte Arten wie Damwild, Sika- oder Mufflon.

Als die klassischen Wildschäden an Waldbäumen gelten dabei:

– das "Fegen": Um den Bast abzustreifen, reiben Hirsche und Rehe ihr jährlich nachwachsendes Geweih oft an Jungbäumen; die daraus resultierenden Schäden an der Pflanze können bis zum Absterben der kleinen Bäume führen;

– das "Verbeißen": Hirsche, Rehe und Gemenzen fressen die Gipfelknospe oder

Seitenknospen sowie junge Triebe von Bäumen; das führt zunächst zu einer Verlangsamung des Wachstums, in weiterer Folge können Bäume auch absterben; aus ökologischer Sicht sicher das größte Problem, da durch einen selektiven Verbiß der wertvollen Mischbaumarten, vor allem Tanne, Bergahorn, Buche, eine natürliche Verjüngung dieser Baumarten im Wald ohne entsprechende Schutzmaßnahmen erschwert bis verhindert wird. Daß eine natürliche Verjüngung prinzipiell stattfinden würde, zeigt sich meist bei Vorhandensein sgn. Kontrollzäune (kleine eingezäunte Flächen) oder wenn man aufmerksam den Waldboden betrachtet: die Keimlingspflanzen der einzelnen Baumarten sind meist zahlreich vertreten, kaum beginnen sie jedoch der Krautschicht zu entwachsen, werden sie durch das Wild "zurückgestutzt";

– das "Schälen": vor allem Hirsche "schälen" Bäume, vorrangig Fichten, indem sie deren Rinde fressen. Dadurch können holzerstörende Pilze leichter in den Baum eindringen, stark geschälte Bestände können so in der Folge zusammenbrechen.

Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden nur die Wildschäden an der Landwirtschaft als drückend empfunden, die im Walde jedoch kaum beachtet. Hinweise auf Wildschäden gab es jedoch bereits. Erst mit der Zunahme des Nutzholzhandels wurde auch den Wildschäden im Wald verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet. Erste Berichte über Schäl- und Fegeschäden datieren aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Als wiederkäuende Pflanzenfresser haben Reh, Hirsch oder Gemse natürlich immer schon die einst vielfältige

Pflanzenwelt ihres Lebensraumes als Nahrung genutzt. Das Rehwild, die kleinste bei uns heimische Hirschart, besiedelt aufgrund seiner hohen Anpassungsfähigkeit sehr unterschiedliche Räume, von der Ebene bis ins Gebirge. Gerade diese Wildart ist ein ausgesprochener Feinschmecker: seine Nahrung besteht im Sommer nur zu 10 % aus reinen Gräsern, der Rest entfällt auf Kräuter, Blätter, Knospen und Triebe.

Aber auch Hirsch und Gemse verschmähen neben krautigen Pflanzen junge, schmackhafte Blätter oder Triebe von Sträuchern und Bäumen nicht. Dem Fortbestand einzelner Pflanzenar-

ten freilich oder gar ganzer Waldbestände konnte das nichts anhaben.

Und heute?

In einem Referat zum Thema Jagd und Ökologie im Juni dieses Jahres im Jagdschloß Hohenbrunn/OÖ vertrat der oberösterreichische Umweltsenator D.I. Wimmer die Meinung, daß der flächendeckende Verjüngungsausfall in unseren Bergwäldern zu den gravierendsten Umweltproblemen überhaupt zählt. Er belegte diese Behauptung auch mit einigen Beispielen:

– im Bezirk Kirchdorf gibt es mittlerweile überhaupt keine Flächen mehr,

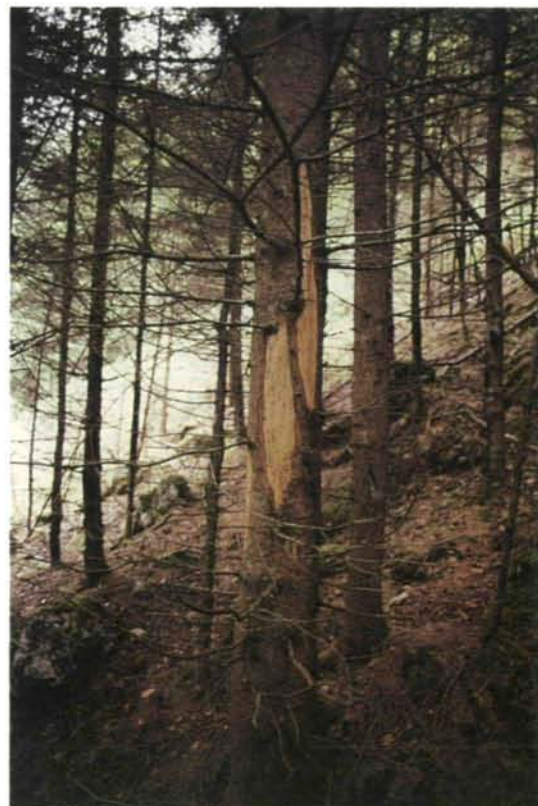
wo Tannen ohne massive Schutzmaßnahmen gegen Wildverbiß noch existieren können. D.h. daß auf mehr als 57.000 ha Bergwald, davon rund 23.000 ha Schutzwald, flächendeckend der Verbiß besonders der ökologisch wertvollen Baumarten wie Tanne, Buche, Bergahorn, meist der alleinige Grund für die mangelnde Verjüngung ist.

– Untersuchungen der Österreichischen Bundesforste im Höllengebirge zeigen, daß das Laubholz durch Verbiß vollkommen ausfällt und in der Folge reine Fichtenbestände heranwachsen. Durch den flächendeckenden Ausfall der Naturverjüngung ist der Schutzwald

Abb. 91: Verbissene Buche



Abb. 92: Geschälte Fichte



überaltert und vielfach in einer Phase des Zerfalls.

– in den Bezirken Wels-Land und Eferding ist durch den großen Verbißdruck die Entwicklung eines Mischwaldes ohne Zaunschutz nicht möglich. Die Äsungsarmut der land- und forstwirtschaftlich genutzten Flächen ist so groß, daß auch Fichtenmonokulturen nicht mehr ohne Zaun aufzubringen sind. Die Rehwildfütterung erfolgt hier zum Teil bereits ganzjährig. Als entscheidend für die Situation werden die Lebensraumverluste innerhalb der letzten dreißig Jahre erachtet.

Bereits in den 70er Jahren warnte der Waldbauprofessor an der Universität für Bodenkultur, Dr. Hannes Mayer, vor Schäden durch überhöhte Wildstände. Er schätzte damals den jährlichen volkswirtschaftlichen Schaden durch direkte (Verbiß, Schälen, Fegen, Wildschadensverhütung) und indirekte Schädigungen (Zuwachsverluste, Ertragsausfälle durch Mischungsverluste, reduzierte Sozialfunktionen) auf rund 3 Mrd Schilling.

Prof. Sagl von der Universität für Bodenkultur drückte es 1990 so aus: *“Der Jagdbetrieb als Teil der Bodenvirtschaft ist ohne Wildschäden die schönste Nebensache der Welt. Mit Wildschäden, wie sie lokal zum Teil in verheerendem Ausmaß auftreten, hört die Sache auf, eine bloße Privatangelegenheit zu sein. In solchen Fällen geht die Jagd, besser gesagt das schadensfördernde Verhalten der Jäger, auf Kosten unbeteiligter Dritter, die sich zurecht dagegen wehren.”*

Welches sind nun die wesentlichen Faktoren, die diese Situation im Detail bedingen?

Erhöhte Wilddichte

Beginnen wir mit der Populationsdichte der angeführten Schalenwildarten. Betrachtet man die Bestandszahlen ausgehend vom vorigen Jahrhundert, so ist nach einer anfänglichen Abnahme etwa ab dem zweiten Drittel des 19.Jhdts eine Zunahme festzustellen.

Diese Zunahme fällt zusammen mit einer steigenden Bedeutung der Jagd an sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in Zusammenhang mit der Einrichtung kaiserlicher Jagdgebiete.

Ein Beispiel: 1885 verwaltete die k.u.k. Forst- und Domänenverwaltung Mürzsteg einen Besitz von 7420 ha, davon 5224 ha Wald und 835 ha Alpen. Um 1850, als Kaiser Franz Josef I dort zu jagen begann, betrug der Wildbestand kaum 50 Stück Rotwild und 20 Gamsen. Bis 1885 entwickelte sich durch Hege und Fütterung im Winter ein Wildstand von gut 1200 Stück Rotwild, 500 Stück Gamswild und 100 Rehen.

Diese Tendenz hat auch im 20. Jahrhundert angehalten. Beinahe überall haben sich nach dem 2. Weltkrieg die Wildstände vervielfacht. Die als ein Anhaltspunkt für den jeweiligen Wildstand herangezogenen Abschuszahlen sind in Oberösterreich seit 1950 beim Gamswild um rund 300 % gestiegen, beim Rehwild um etwa 250 % und beim Rotwild um etwa 200 %. Das Rotwild hat überdies mit menschlicher Unterstützung seinen Lebensraum weit über das ursprüngliche Verbreitungsge-

biet hinaus ausgedehnt.

Die Gründe liegen in einer Überhege im Interesse eines jagdwirtschaftlichen Ertrages. Eine natürliche Auslese fehlt, nachdem das Raubwild wie erwähnt zur Gänze ausgerottet wurde, und die Fütterungen im Winter zum Teil Ausmaße erreichen, die von einer reinen Überbrückung des winterlichen Nahrungsmangels weit entfernt sind.

Und so werden eben zum Schutz des Waldes Zäune gebaut und die jungen Triebe der kleinen Bäume fleißig mit chemischen Verbißschutzmitteln bestrichen. Zu einer ausreichenden Erhöhung der Abschüsse kommt es selten – zu groß ist der Einfluß der Jagdlobby; oder der selbstauferlegte Zwang, bei hohen Pachtpreisen auch hohe Wildstände anbieten zu müssen. Und der Vorwurf, mit einer Abschuhöhe das Wild ausrotten zu wollen, findet in einer schlecht informierten Öffentlichkeit noch allemal ein breites Echo.

Ein eifriger Wanderer durch Feld und Wald wird sowieso einwenden, daß das so nicht stimmen könne: er sieht heute nicht mehr, sondern weniger Wild als früher. Aber auch dieser scheinbare Gegensatz läßt sich leicht erklären: durch die zunehmende Zerschneidung des Lebensraumes, die auch mit einer zunehmenden Beunruhigung einherging, ist etwa der Hirsch zu einem fast ausschließlich nachtaktiven Tier geworden. Und das Reh gilt als Meister der Tarnung schlechthin – aufgrund seines hochsensiblen Geruchs- und Gehörsinnes fällt es ihm meist nicht allzuschwer, durch eine rechtzeitige Flucht einen Sichtkontakt zu vermeiden.

Veränderter Lebensraum

Damit sind wir bereits beim zweiten

entscheidenden Faktor für das bestehende Wald/Wild Problem. Der angestammte Lebensraum hat sich entscheidend verändert, und zwar sowohl quantitativ, als auch qualitativ.

Die Zerschneidung ehemals zusammenhängender Gebiete durch Straßen, Wege, Siedlungen hat insgesamt zu einer Verkleinerung des Lebensraumes für das Wild geführt. Während etwa das Hochwild früher das Gebirge als Sommereinstand und die Auwälder als Wintereinstand nutzen konnte, sind derartige Wanderungen heute nicht mehr möglich, und der Hirsch muß auch den Winter in einem für ihn dann ungünstigen Lebensraum Gebirge verbringen. Eine weitere Einengung wird durch die zunehmende Beunruhigung verursacht – durch erholungssuchende Wanderer, aber auch die Jäger selbst.

Erstere werden vor allem im Winter sowie im Frühjahr, wenn die Kitze gesetzt werden, zum Problem. Die Existenz der Wildtiere im Winter hängt von der Möglichkeit ab, das Verhältnis zwischen Energiegewinn und Energieverlust so günstig wie möglich zu gestalten. Bei verstärkter Störung – etwa durch Tourenschiläufer, kann dann der Energiehaushalt zusammenbrechen. Schon die normale Fortbewegung im Schnee ist für den Rothirsch doppelt so aufwendig wie auf schneefreiem Gelände. Muß der Hirsch dann noch fliehen, so erhöht sich sein Stoffwechsel um das achtfache.

Auf der anderen Seite führen auch falsche Jagdstrategien, insbesondere in der "Freizeitjagd", zu einer starken Beunruhigung des Wildes. So weichen die Tiere eben dorthin aus, wohin eben dieser Freizeitjäger kaum mehr kommt, weil ihm die Bejagung in den steilen unzugänglichen Hängen einfach zu

beschwerlich ist. Die Folge sind starke Schäden gerade in diesen ökologisch besonders sensiblen Bereichen des Schutzwaldes und nicht erfüllte Abschlußpläne in den Revieren.

Forst- und Jagdwirtschaft und ein stark expandierender Tourismus führen somit zusammen lokal zu einer nicht mehr verkraftbaren Überbeanspruchung der Natur.

Dazu kommt, daß der Lebensraum nicht nur kleiner geworden ist, sondern sich auch qualitativ verschlechtert hat. An die Stelle reich strukturierter Wälder sind oft gleichförmig aufgebaute Forste getreten, dominiert von der Fichte, dem Brotbaum der Forstwirtschaft. Während eine reichlich vorhandene Naturverjüngung in einem naturnahen Wald einen Verbiß durch das Wild noch ohne weiteres verkraften kann, bleibt von einer forstwirtschaftlich bedingt sehr spärlichen Naturverjüngung im heutigen Wirtschaftswald nur mehr wenig übrig, vielfach gar nichts mehr. Im Frühjahr, einem Zeitpunkt hohen Energiebedarfes des Rehs, findet das Wild statt einer üppigen und attraktiven Frühlingsflora ehemals laubholzreicher Mischbestände nur mehr vegetationslose Waldböden, im Halbdunkel eines dichten Kronendaches von Fichten.

D.h. während auf der einen Seite die absoluten Wildzahlen zugenommen haben, hat gleichzeitig auf der anderen Seite die Schalenwild-Tragfähigkeit des Lebensraumes abgenommen. Das Wald-Wild Problem ist also auch ein Raumordnungsproblem.

Die dringend erforderliche Lösung des Wald – Wild Problems muß demnach alle Beteiligten einschließen: die Forstwirtschaft, die Jagdwirtschaft, und den

Tourismus. Oder wie es der OÖ. Umweltanwalt ausdrückte: Im Wald-Wild-Mensch-Problem spielt also nicht nur der allgemeine Einfluß des menschlichen Lebens bzw. menschlicher Aktivitäten eine Rolle, sondern der Mensch dominiert auch in der Person des Jägers mit seinem Können, seinen Zielen und Fähigkeiten, aber auch seinem Versagen. Das Wald-Wild-Mensch Problem als gesamt ökologisches Problem ist nicht lösbar ohne Einbeziehung all jener, die die verschiedensten Aufgaben des Umweltschutzes wahrnehmen müssen."

Abb. 93: Der klassische Fichtenforst



Auch für die Planung des Nationalparks Kalkalpen in Oberösterreich ist die Lösung des Wald-Wild bzw. Wald-Wild-Mensch Problems von vorrangiger Bedeutung. Das große Ziel eines Nationalparks, die Natur sich selbst zu überlassen, setzt voraus, daß die natür-

lichen Regelmechanismen auch funktionsfähig sind. Beim Schalenwild ist das bei uns eindeutig nicht mehr der Fall. Daher wird man hier Wege finden müssen, wie der Mensch unter größtmöglicher Beachtung natürlicher Regel-

kreise den Wald wieder zu dem macht, was er sein sollte: ein vielfältiger Lebensraum für Pflanzen und Tiere.

Die Zukunft

Nach sovielen Fakten und nackten Zahlen, Berichten aus Vergangenheit und Gegenwart, stellt sich zum Schluß die unvermeidbare Frage nach der Zukunft. Nach der Zukunft der Jagd,

deren historische Hintergründe und gegenwärtige Probleme in diesem Artikel sicher nur ansatzweise behandelt werden konnten. Und im speziellen nach der Rolle, die ein umfassender Naturschutz in einem künftigen jagdlichen Selbstverständnis einnehmen kann und muß. Denn bisher fristet dieser Naturschutz ein eher kümmerliches Dasein im Schatten von Jagdlust und jagdwirtschaftlichen Überlegungen. Daß es auch jetzt bereits Ausnahmen von dieser Regel gibt, sei hier der Richtigkeit halber auch vermerkt. Will aber die Jagd überleben, so ist ein tiefgreifender Gesinnungswandel unerlässlich. Nicht die verbissene Verteidigung zum Teil überholter Tradition, nicht der zum absoluten Credo erhobene Anspruch Jagd = Naturschutz oder Jagd = angewandte Ökologie, und auch nicht die Verteidigung des Jagdrevieres als alleiniges Territorium des Jägers können Wege in die Zukunft sein. Nur eine Öffnung hin zu einer breiten ökologischen Diskussion, das Eingestehen eigener Fehler ohne gleichzeitige glo-

bale Schuldzuweisungen an andere, schließlich die Bereitschaft mit allen in einen konstruktiven Dialog einzutreten, die berechnete Raumnutzungsansprüche stellen, sind Ziele, die es zu erreichen gilt. Gleiches gilt natürlich uneingeschränkt auch für die übrigen Partner am runden Tisch: die Forstleute, die Tourismusmanager, die "ganz normalen Erholungssuchenden".

Sollte der Jäger tatsächlich einmal zum Anwalt einer von allen Seiten bedrängten Natur werden, dann könnte vielleicht auch Wirklichkeit werden, was der bekannte deutsche Publizist in Sachen Natur, Horst Stern, anfang der siebziger Jahre in einem Artikel formulierte. Nämlich daß vor allem die mächtige Jagdlobby sich des Naturschutzes annehmen könnte (was bleibt einem schließlich anderes übrig, als Optimist zu sein?):

"...Naturschutz heute ist ja längst nicht mehr nur der lokale Schutz von gefährdeten Pflanzen- und Tiergesellschaften. Wo deren Gefährdung bereits akut geworden ist, ist die sie beherbergende Landschaft schon seit langem an Zivilisationsschäden erkrankt und oft nicht mehr zu heilen. Es gilt daher heute, einen prophylaktischen Naturschutz noch vor einem therapeutischen zu betreiben, die Gefährdung ökologisch noch halbwegs intakter Naturräume gar nicht erst aufkommen zu lassen. Diese Art von Naturschutz ist aber nur auf politischer Ebene möglich, mit dem Ohr an (und einem Fuß zwischen) den dichtgepolsterten Türen der industriellen und staatlichen Planungsorgane...Nur hier auch, im politischen Raum, kann die Jagd ihren



Abb. 94: Naturnaher Fichten-Tannen-Buchenwald im künftigen Nationalpark Kalkalpen (Reichraminger Hintergebirge)

Forstwirtschaft, Jagd und Tourismus müssen gemeinsam dem Wald eine Chance geben

immer wieder betonten Anspruch, Naturschutz zu sein, glaubwürdig und effektiv verwirklichen. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß keine andere gesellschaftliche Gruppierung so stark die höchsten Entscheidungsgremien der Industrie und des Staates durchsetzt wie die der Jäger. Sie sitzen in allen Direktionsetagen, Kammern, Kabinetten und Parlamenten, doch scheinen sie in ihrer großen Mehrzahl ihr grünes Gewissen zusammen mit dem grünen Rock sonntags abends in den Jagdhaustrank zu hängen, anders ist das gesammelte Schweigen nicht zu erklären, das aus diesen Schaltstellen der Republik zu aktuellen Fragen des objektorientierten (nicht des unverbindlich-allgemeinen) Naturschutzes an die Öffentlichkeit dringt."

Jagd in Schutzgebieten

Naturschutzgebiete genießen einen besonderen gesetzlichen Schutz. Er schränkt den Zugriff des Menschen stark ein, um Störungen und Schädigungen zu vermeiden. Die Jagd hingegen ist dort nicht untersagt, obwohl nur völlig unbedeutende Anteile der Landesfläche einem solchen Schutzstatus unterworfen sind (in Oberösterreich z. B. etwa 0,7 % der Landesfläche!).

Eigentlich ist die Situation grotesk: Auf der einen Seite darf der gewöhnliche Bürger nicht die kleinste Pflanze abpflücken, kein noch so kleines Steinchen mit nach Hause nehmen und selbstverständlich darf man im Naturschutzgebiet auch nicht lärmern. Auf der anderen Seite ist es dem Jäger

erlaubt, mitten in einem Naturschutzgebiet eine gewaltige Ansitzkanzel aufzustellen, Hase und Fuchs (auch mit Gift und Fallen!), Ringeltaube und Waldschnepfe nachzustellen und sie mit gewiß nicht leisen Schüssen zu erbeuten. Selbst in Reservaten, die in erster Linie für den Schutz von Wasservögeln während der Brut- oder Durchzugszeit eingerichtet wurden, kämpft die Jägerschaft hartnäckig und meist erfolgreich darum, daß die Jagd weiter ausgeübt werden darf. Beispiele in Österreich dafür sind praktisch alle Ramsar-Schutzgebiete, also sogar ausgerechnet jene Reservate, die wegen ihrer überragenden Bedeutung einem internationalen Schutzstatus unterworfen wurden. Daß in diesen Gebieten auch noch die Fischerei und der Wassersport das Ihre zur Störung und Beeinträchtigung der Wasservogel-Lebensgemeinschaften beitragen, mag wenig trösten.

Unbestritten ist, daß in vielen Schutzgebieten und vor allem auch in Nationalparks eine Regulation der Schalenwildbestände durchgeführt werden muß. Die dabei angewendeten Methoden können von Fall zu Fall unterschiedlich sein, einige grundsätzliche Punkte haben aber doch allgemeine Gültigkeit: Reduktionsmaßnahmen erfolgen durch Berufsjäger oder Wildökologen, keinerlei Fütterung, kein Hegeabschuß von kranken oder schwachen Individuen, keine Orientierung nach der Trophäe, sondern nach der natürlichen Populationsstruktur und dergleichen mehr.

In Schutzgebieten sollten grundsätzlich alle vermeidbaren Eingriffe unterbleiben. Außerdem wäre es für den naturbegeisterten Mitbürger ohne Jagd viel leichter möglich, freilebende Wildtiere

zu beobachten. Wie die Steinböcke im Nationalpark Gran Paradiso und anderswo bewiesen haben, verlieren selbst große einheimische Säugetierarten ihre Angst vor dem Menschen, wenn sie über Jahrzehnte nicht bejagt werden. Dort, wo die Jagd ruht, werden viele Wildtiere bald so vertraut, daß sie vielfach sogar aus nächster Nähe beobachtet werden können. Nationalparks mit ihrem Bildungs- und Erholungsanspruch lassen sich allein aus diesem Grund kaum mit herkömmlichen Formen

der Jagd in Einklang bringen. Bemerkenswert ist auch, daß die Jagdausübung in den Naturschutzgebieten vieler anderer Länder ganz selbstverständlich verboten ist. Unsere südlichen Nachbarn beispielsweise, auf die der deutschsprachige Jäger im Bewußtsein seiner waidgerechten Gesinnung gerne über die Schulter herabblickt, müssen auf die Jagd in Schutzgebieten verzichten. Auch in der Schweiz und in Schweden oder Finnland ruht die Jagd in Nationalparks.

Jagdfreie Gebiete müssen gesetzlich verankert werden

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Kataloge des OÖ. Landesmuseums N.F.](#)

Jahr/Year: 1992

Band/Volume: [054a](#)

Autor(en)/Author(s): Schön Bernhard

Artikel/Article: [Jagd und Naturschutz- Szenen eines Verhältnisses aus Vergangenheit und Gegenwart 99-108](#)